

Bücherbesprechungen

F. BORDES: *Typologie du paléolithique ancien et moyen*. Publication de l'institut de préhistoire d l'université de Bordeaux. Mémoire Nr. 1. Textband 86 S. mit vielen Abbildungen. Tafelband 108 Tafeln im Großformat. Bordeaux 1961.

Rezensent hält dieses in einen Textband und einen Atlas gegliederte, auf gekreidetem Papier gedruckte Werk für eines der wichtigsten, die in den letzten Jahrzehnten für die Altsteinzeitkunde herauskamen. Unter dem Blickpunkt einer solchen Meinung erscheint es forschungsgeschichtlich bemerkenswert und interessant, daß es im Todesjahr des bisher weltbedeutendsten Steinzeitforschers Henri Breuil erschienen ist. In dem an altsteinzeitlichen Funden so überreichen Gebiet und klassischen Land der Erforschung des Paläolithikums, in Frankreich, ist die führende Rolle mit dem großen Abbé nicht verlorengegangen. Vielmehr wird die Tradition aufrechterhalten und in erster Linie weitergepflegt von Bordes.

In einem ersten Teil wird über fundamentale Begriffe und Normen sowie über die Zurichtungstechnik der Silices das nur allzu Notwendige dargelegt. Leider nämlich ist, wie der Verf. feststellt, die typologische Nomenklatur heterogen, ein Teil der entsprechenden Bezeichnungen wird oft in verschiedenem Sinn angewandt oder ist nur deskriptiv, und wieder ein anderer Teil ist insofern stark lokal gefärbt, als er sich nur auf den ersten, in diesem Fall eponymen Fundort, bezieht. Dafür bietet der Begriff „Levalloisabschlag“ ein treffliches Beispiel. Aber, meint B., „das Heilmittel (nämlich Neu- oder Umbenennung) ist oft schlimmer als das Übel“, und verschiedene Beispiele „für die konfusen Benennungen und Bezeichnungen“ werden angeführt. Das sind wahrlich erfrischende und erwünschte Worte eines Fachspezialisten, der seinen Kollegen ebenso wie den Laienforschern sagt, daß nicht jeder von ihnen „sein Lieblingskind“ in dem Buch finden wird. Aber auch verwandte Disziplinen müssen ähnliches vernehmen, denn „es gibt so viel vergeudete Energie, und wer würde das allbekannte *Rhinoceros tichorhinus* unter der Maske von *Coelodonta antiquitatis* wiedererkennen?“!

Rezensent möchte allem weiteren die Worte vorausschicken, die er als ersten Abschnitt auch der Anzeige des „Woldstedt“ in Quartär 12, 1960, S. 170 vorausgestellt hat und die darin gipfeln, daß die Altsteinzeitkunde eben weitgehend ein geologisch-paläontologisches Wissensfach ist. (So ist z. B. auch ganz neuerdings der Lehrstuhl des Altsteinzeitforschers Brodar dem Fach Geologie und damit der naturwissenschaftlichen Fakultät an der Universität Laibach [Ljubljana] zugeteilt worden.) Auch Bordes wird das berechtigt erscheinen, streicht er doch besonders heraus, daß die bearbeiteten Silices oft die einzigen „Fossilien in pleistozänen Schichten“ sind.

Manches dessen, was im ersten Teil des Buches und später (S. 45–46) bei der Behandlung der Pseudowerkzeuge dargelegt wird, findet man auch in deutschsprachigen Werken. So hätten wir es begrüßt, wenn z. B. auf Pfeiffers, schon 1912 durchgeführte, so grundlegend wichtige Untersuchungen zur steinzeitlichen Technik und auf Adrians Eolithenwerk von 1948 hingewiesen worden wäre. Jedoch vergesse man andererseits nicht, daß B.'s Werk in erster Linie für Frankreich geschrieben ist, „besonders für diejenigen, die die statistische Methode anwenden wollen“, und daß sichtlich manches dessen, was man außerhalb Frankreichs vermissen wird, dem für später angekündigten, das vorliegende erweiternde Werk vorbehalten werden soll. Auch der Meinung von Balout (vgl. Quartär 10/11, 1958/59, S. 344 ff.), nach der die nordafrikanischen Zivilisationen von besonderer, Europa nichts schuldender Originalität wären, wird widersprochen.

Im 2. Kapitel des ersten Teils wird die verschiedene Zurichtungstechnik der verschiedenen altpaläolithischen Industrien behandelt. Dabei seien einige wichtige, der Unterscheidung von

„Kulturen“ sehr entgegenstehende Feststellungen besonders hervorgehoben: Abschlüge vom Faustkeilkern tragen öfter als gewöhnliche Abschlüge, von denen sie oft nicht zu unterscheiden sind, talons mit zwei oder mehreren Facetten. (B. unterscheidet scharf zwischen der eigentlichen Schlagfläche [plan de frappe] und deren am Abschlag verbleibenden „letztem Stück“, eben dem „talon“.) Rezensent hat ihn einmal als „Knaus“ bezeichnet, möchte aber in wörtlicher Übersetzung und im Vergleich eines Abschlags mit einem Schuh besser „Absatz“ für „talon“ vorschlagen. Eigene Versuche hat B. über die nach ihm im Clactonien möglicherweise mehr als im Abbevillien entwickelte Amboßtechnik angestellt und dabei erfahren, daß im allgemeinen die Größe eines Abschlags – geradezu gigantolithische Clactonienabschlüge kommen bekanntlich u. a. in Le Havre oder in Markkleeberg (vgl. Quartär 1, 1938, Taf. XIII, 8) vor – mehr vom Gewicht des Schlagsteins, als von der Heftigkeit des Schlages abhängt. – „Im allgemeinen am wenigsten wird aber die Levallois-Zurichtungstechnik verstanden“, und gerade das hat eine große Verwirrung in der Terminologie und Klassifizierung nach sich gezogen. Genau wird beschrieben, wie man bei der Herstellung eines Levallois-Abschlages vorging. Dabei wendet sich der Verfasser gegen die unrichtigen diesbezüglichen Angaben Grahmanns, der nach B. „besser getan hätte, Commont zu folgen“. – Der Zurichtungstechnik des Levalloisien ist die des Moustérien gegenübergestellt, geht doch auch sie häufig vom vorbereiteten Nucleus aus. Aber „ein Levalloisabschlag ist immer ein Levalloisabschlag, ob er nun aus dem Indus-, dem Seine- oder dem Vaaltal stamme, und ob es sich um Moustérien, um Stillbaykultur, Soankultur oder um Neolithikum handle“. So klar solche Formulierungen des Verfassers auch erscheinen, so kommt auch er nicht ohne eine „Proto- und Paralevalloistechnik“ aus, und das mahnt, so meinen wir, doch zu großer Vorsicht.

Der zweite Teil des Gesamtwerkes behandelt in 11 Kapiteln die verschiedenen, z. T. unter altbekannten, z. T. aber auch vom Verfasser neugeprägten Namen der verschiedenen Werkzeugtypen. Dabei sei erwähnt, daß als „Spitze“ das bezeichnet wird, „was wir schwache, moderne Menschen am Ende eines Schaftes anbringen müßten, wenn wir auf die Bärenjagd gingen und nichts anderes hätten“. Das ist eine allgemein wichtige Aussage zu dem umstrittenen Problem der paläolithischen Bärenjagd. Es gibt gewöhnliche und langgezogene Moustérienspitzen, Pseudo-Levalloisspitzen und Limaxe (limaces = Nacktschnecken). Nur so kann man deutsch die Spitzen vom Typus Ehringsdorf nennen, die nach B. „konvergente Doppelschaber“ sind und schon im Clactonien von High Lodge in England vorkommen. Der Verfasser sieht in ihnen eine Ausgangsform für die Blattspitzen, zumal die von La Ferrassie. – „Die am meisten charakteristischen Typen des Moustérien sind die Schaber“, sie erscheinen schon vom Altacheuléen an zahlreich und verschwinden im Jungpaläolithikum und Neolithikum. Es werden einfache, doppelte, konvergente, krumme (= raclours déjétés – Winkelschaber) und wechselständige Schaber unterschieden und beschrieben. Sehr wichtig erscheinen auch B. die zweiseitig retuschierten (à retouche biface), die, wie der entsprechende Typus von La Quina, mit den Blattspitzen vereinigt werden.

Eine besonders weite Kenntnisnahme des Kapitels über die Werkzeuge von jungpaläolithischen Habitus ist sehr zu wünschen, wird doch gezeigt, daß viele von ihnen schon im Alt- und Mittelpaläolithikum auftreten. Das gilt u. a. für die Kratzer, die gerade in der deutschen Fachliteratur immer wieder mit den Schabern verwechselt werden. Allerdings gibt es, wie B. zeigt, „morphologische Übergänge“ zwischen beiden Formen, an deren nach Übereinkommen festgelegte Bezeichnung sich aber selbst unsere Amateure endlich gewöhnen sollten. Nicht nur alle möglichen Untertypen, wie Kiel- und Schnauzenkratzer treten schon so frühzeitig auf, sogar Daumnagelkratzer (grattoirs unguiformes), „von denen man glauben möchte, sie gehörten dem Endmagdalénien oder Azilien an“, kommen im Moustérien vor. – Ähnlich verhält es sich mit den Stacheln und Bohrern. (Ein altpaläolithisches Stück auch in Quartär 1, Taf. XIX, 10.) – Überraschend gut, z. T. mit zahlreichen Untertypen, sind die Rückenmesser im Acheuléen und Moustérien von Acheuléentradiation vertreten; zu ihnen zählt B. auch die früher „Chatelperronspitzen“ benannten Werkzeuge.

Wie viele andere Formen, wurden auch die gekerbten und gezahnten Werkzeuge (kurz als „encodes“ et „denticulés“ = „Gekerbte und Gezahnte“ bezeichnet), bisher gar nicht als Typen erkannt. Sie spielen im Moustérien „eine sehr große Rolle“; die gekerbten kommen aber – freilich bei gegenteiligem Verwendungszweck wie ihre jüngeren Analoga – schon im Clactonien vor. Gekerbte und Gezahnte zusammen machen „im Moustérien à denticulés“ bis zu 90 % des Gesamtwerkzeugbestandes aus. – Selbst „Steilschaberchen“ (raclettes), Spalter (tranchets) und Kernbeilformen (hachoirs) gibt es schon im Alt- oder doch Mittelpaläolithikum. – Das 8. Kapitel des zweiten Teils ist den Blattspitzen gewidmet. Es ist aber unrichtig, wenn gesagt wird, daß diese in Mitteleuropa „ein ziemlich schlecht definiertes Moustérien begleiten“. Es ist genau umgekehrt, die Blattspitzen, deren hohen prozentualen Anteil am Gesamtinventar von Mauern oder Kösten man aus den entsprechenden Buchveröffentlichungen entnehmen kann, werden ihrerseits von Werkzeugen allgemein alt- bis mittelpaläolithischen Charakters begleitet.

Richtig ist, daß „in jeder praktisch sein sollenden Klassifikation“ eine gewisse Anzahl von Stücken in keine Kategorie paßt. Nach B. machen diese Stücke im Gesamtinventar im allgemeinen 10 % aus. Sie werden in einem Sonderkapitel als „verschiedenartige Stücke“ behandelt. Diesen verwandt sind oft die „pseudopièces“, die es selbst aus Kulturschichten gibt, sind doch auch sie natürlichen geologischen Bewegungen, Verlagerungen usw. (Kryoturba­tion, Polygonalböden in Wohnhorizonten) ausgesetzt. Auch große Säuger können, zumal als Herden, in der Nähe von Wasserstellen eine Siedlungsschicht zusammentrampeln.

Das letzte Kapitel des zweiten Teils ist den „Choppers“ und „Chopping-tools“ gewidmet, deren Kennzeichnung bekanntlich auf Movius zurückgeht. Bordes behält nun den englischen Ausdruck bei, weil die französischen Äquivalente (z. B. hachoirs = Hacken) in einem durchaus anderen Sinn verwendet werden. Wir können im Deutschen nur dasselbe tun. Dabei erscheint B.s Feststellung merkwürdig, daß es choppers im gesamten französischen Paläolithikum gibt, daß aber andererseits Übergänge vom „chopping-tool de silex“ zum Faustkeil, wie er z. B. im Clactonien von Pech de l'Azé II vorkommt, vorliegen. Auch in Clacton selbst sollen chopping-tools, die fälschlich als nuclei beschrieben wurden, aufgetreten sein. Kommen choppers auch im ganzen Paläolithikum vor, so zeigt die auf S. 75 des 1. Bandes wiedergegebene graphische Darstellung andererseits doch, daß sie im wesentlichen die Perioden charakterisieren, die vor denen der Zweiseiter liegen, während im Mittel- und Jungpaläolithikum Choppers und Chopping-tools einen verschwindend kleinen Anteil unter den Werkzeugen ausmachen.

Der 3. Teil des Werkes ist im wesentlichen den Zweiseitern gewidmet. Es wird gezeigt, in welcher Weise man einen Faustkeil beschreiben muß. Der Verfasser hat dabei ein rechnerisch-algebraisches System ausgeklügelt und mit graphischen Tabellen in Beziehung gebracht, um jede subjektive Beurteilung auszuschalten. Seine mathematische Begabung hat B. dabei erneut unter Beweis gestellt, und er ist dabei, Kants Postulat hinsichtlich der Definition einer Wissenschaft für unser Fach, die Urgeschichte, unbedingt an die Seite getreten.

Was die Beschreibung der Einzeltypen von Faustkeilen angeht, die in aller notwendigen Ausführlichkeit erfolgt, so sei hier für die nichtfranzösisch-sprachigen Forscher auf den „ficon“ hingewiesen, der oft in der Fachliteratur erscheint. Der Ausdruck ist dem Dialekt der Steinbrucharbeiter im Sommegebiet entnommen. (Er bedeutet ursprünglich eine gewisse Eisenspitze, mit denen die Boote durch die Kanäle gestoßen wurden.) Im silex-typologischen Sinn ist der ficon ein lanzeolierter Zweiseiter mit wenig sorgfältig bearbeiteten Kanten. Wahrscheinlich sind gerade die ficons die Vorläufer gewisser Micoquienformen. – Von den triangulären Haischzahntypen (dents de requins) wird es besonders für möglich gehalten, daß sie geschäftet waren. Damit tendierten sie zu den Blattformen. Eine typische Blattspitze von Fontmaure (Vienne) wird bei B. glatt zu einer kleinen „Seezunge“ (limande).

Unter den Zweiseitern werden künftig jene, die eine zur Längsachse des Werkzeugs schräg oder senkrecht stehende Schneide besitzen, besonders zu beachten sein. Bordes nennt sie, in Angleichung an die afrikanische Typologie, wo sie seit langem so heißen, „hacheraux“. (Im

Deutschen könnte man am besten von „Handbeilen“, Faustkeilbeilen“ oder „Handhauen“ sprechen.) Sie sind in Europa zwar weit seltener als im mittleren und oberen Acheuléen Afrikas, kommen aber gelegentlich doch im Moustérien von Acheultradition vor. Von den Faustkeilbeilen verschieden sind die Abschlagbeile, die häufig aus großen, dicken Levalloisabschlägen hergestellt sind.

Einen nicht zu übersehenden Teil der Zweiseiter nehmen jene Formen ein, die z. T. überhaupt nicht, oder nur nach durchaus subjektiver Meinung einer bestimmten Typengruppe zuzuteilen sind. Zu diesen „nichtklassischen“ Faustkeilen gehören u. a. die „nucleiformen“, die Faustkeilschaber der deutschen Forscher (nach B. besser als „Rücken-zweiseiter“ zu bezeichnen) und die verschiedenen unvollendeten und Übergangsformen. Sie alle kommen gerade in jenen Industrien vor, die sonst kaum Zweiseiter führen. Besonders zu vermerken ist, daß Abbevillientypen auch im entwickelten Acheuléen, ja selbst im Moustérien noch fort dauern. Jenen Amateurforschern, die stets bestrebt sind, jedes als Einzelfund auftretende paläolithische Werkzeug möglichst alt zu machen, scheint B.s Satz ins Stammbuch geschrieben zu sein, daß man niemals auf Grund einer einzelnen oder selbst in mehreren Stücken des Abbevillientypus auftretenden Silexform wirklich auf Abbevillien schließen darf. Selbstverständlich gilt dieses Gesetz auch für jede andere, oft allzugenau aus einem paläolithischen Einzelfund erschlossene Kultur und Periode. Wie es eben „pics“ nicht nur im Campagnien, sondern schon im Altpaläolithikum gibt, so leben andererseits Choppers oder Faustkeile bis ins Mittel- und Jungpaläolithikum fort. Man kann als Fachforscher dem Verfasser nicht dankbar genug sein, wenn er das immer wieder betont.

Bordes ist, wenn auch ein sehr vielseitig gebildeter Wissenschaftler, so doch kein Schreibgelehrter. Er hat sich sichtlich um eine klare Sprache bemüht und sich einer einfachen Ausdrucksweise bedient, so daß ihn jedermann verstehen kann. Welch ein Unterschied ist das zu jenen konfus wirkenden (oft sogar der Nichtfachwelt angebotenen) Büchern mancher deutschsprachigen Autoren, wo deren persönlich geborene Theorien und Phantasmen, die in geballter Form in den Text eingeschoben werden, jede klare Einsicht verbieten und die Altsteinzeitkunde bei den Vertretern altanerkannter Wissensfächer als ein nicht ernst zu nehmendes oder gar komisches Fach erscheinen lassen! Bordes dagegen baut nicht auf eigenen Gehirnspekulationen, sondern auf Versuchen, Beobachtungen und Erfahrungen auf, ist mit einem Wort „exakter Naturwissenschaftler“. Auch was die vielerorts so beliebt gewordene, beklagenswerte Aufspaltung weniger altsteinzeitlicher Kulturen als komplexer Erscheinungen in viele Gruppen und Untergruppen betrifft, hat der Verfasser versucht, wieder größere Übersicht zu gewinnen und mehr Klarheit zu schaffen. So mußte manche, auch manche schon altgewohnte Kulturbezeichnung fallen oder sich bestenfalls zu einer Faciesbenennung erniedrigen lassen. Zumal das Moustérien wird als sehr komplexe Kultur betrachtet, jedoch in Anlehnung an frühere Forschungsergebnisse von B. in einer Reihe von Sonderausprägungen typologisch oder zeitlich begründeter Art auseinandergehalten. So ist z. B. auch nur von einer Levalloisfacies des Moustérien (und nicht mehr von einem „Levalloisien“) die Rede. Für die Levalloisindustrien sind dünne Abschläge kennzeichnend, während etwa das Moustérien type Quina aus den Silexknollen erzielte Scheiben führt, die dicke Abschläge ergeben. Das „Tayacien“ ist deshalb eine „industrie proto-Quina“.

Der Tafelband des Werkes bringt die behandelten Silices in instruktiven, einfachen Zeichnungen, von denen viele sichtlich der so geschickten Hand des Verfassers verdankt werden. Freilich vermißt man oft sehr die leider häufig fehlenden Querschnitte der abgebildeten Werkzeuge. Wie soll man, um nur ein Beispiel anzuführen, bei Pl. 45, 3 ohne Querschnitt erkennen, daß es sich um einen Chopper handelt oder wie dort, wo Querschnitte (selten) erschienen, die (doch oft wichtige) Gestaltung der Basis ausmachen?

Wir versagen es uns, hier auf die gewiß nicht unwichtigen Kapitel über die „nichtklassischen“ Faustkeile, die Disken, polyedrischen Kugeln, die benutzten Knochen und die nucleiformen Zweiseiter einzugehen, die nach B. zwar Probleme aufwerfen, aber der Klassifizierung doch nicht solche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstellen wie die Nuclei. Für den Le-

vallois-Kernstein ist charakteristisch, daß nach dessen entsprechender Vorbearbeitung oft nur ein einziger Abschlag von ihm gewonnen wurde, während im übrigen Moustérien der Fortgang der Abtrennung von Spänen „rundum“ festzustellen ist.

Aus B.s letztem Kapitel, seinen „conclusions générales“, sei hervorgehoben, daß es nach seiner Meinung auch in der Altsteinzeitkunde notwendig ist, „sein Metier zu verstehen“. Diese Feststellung ist durchaus keine Binsenwahrheit (truisme), wie man meinen sollte. Man denke in Deutschland z. B. nur an gewisse Spezialisten jüngerer Perioden, die sich zutrauen zu dürfen glauben, Faustkeile „fachmännisch“ zu veröffentlichen. Weiter mangelt nach Bordes gerade den Amateuren unserer Wissenschaft „die lange, notwendige Lehrzeit im Fach“. Aber welche hochtönenden Theorien stellen sie oft auf, und wie oft machen sie aus einer Fliege einen Elefanten genau bestimmbarer species! „Wieviele falsche Typenbezeichnungen sind – auch in Deutschland – durch derartiges Gebaren entstanden!“ „Arme und eintönige (typenarme) Serien führen häufig die besten Geister dazu, die Typen aufzuspalten oder etwas Zufälliges für typologisch wichtig zu halten!“ Welch treffliche Beispiele vermöchte man dazu aus der altsteinzeitkundlichen Literatur Deutschlands anzuführen! Gewohnt, mit den reichhaltigen Fundserien Mährens umzugehen, haben wir uns seit vielen Jahren über die Sonderausprägungen und angeblich landschaftlich bestimmten „Gruppen“ gewundert, die man im engeren Mitteleuropa oft aus untypischen und geringen Fundkomplexen aufzustellen den Mut hatte. Die altsteinzeitlichen Kulturen prägen sich nie in Einzelfunden aus, sondern ausschließlich in Komplexen. Möchten wir in Mitteleuropa doch wenigstens das aus Bordes' Buch lernen!

L. Z.

B. KLÍMA, R. MUSIL, J. JELINEK, J. PELIŠEK: *Die Erforschung der Höhle Svědov Stul (Schwedentischgrotte, Gemeinde Ochoz) 1953–1955*. 297 S. mit zahlreichen Bildern und Tabellen im Text und auf Tafeln, Anthropos Nr. 13 (N. F. 5), Brno (Brünn) 1962.

Auch die tschechischen Quartärforscher arbeiten erfolgreich in „teams“. Den Hauptteil des vorliegenden Werkes lieferte Klíma mit der Behandlung der prähistorisch-archäologischen Erforschung, deren Geschichte und andere, damit im Zusammenhang stehende Fragen. Für die von seiner Hand stammenden Zeichnungen der Schichtfolgen und der Silices gebührt ihm eine Sonder-Anerkennung. Musil schrieb über „die Höhle als einen typischen Hyänenhorst“, während Jelineks Beitrag „der phylogenetischen Stellung des menschlichen Unterkiefers von Ochoz“ gilt, Pelišek endlich die Bearbeitung der Höhlensedimente übernahm. Im ganzen ein wichtiges Buch ohne viel verschwommene Theorien, ein Buch, wie es die Fachwissenschaft braucht! Daß die tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften die (gewiß nicht geringen) notwendigen Mittel für die erneute oder überhaupt neue Durchforschung der Höhlen des Mähr. Karstes zur Verfügung stellt, zeigt, daß in der Tschechoslowakei auch die letzten Endes nicht auf irgendeinen Gewinn materieller Art ausgerichtete wissenschaftliche Forschungs- und Kulturarbeit viel gilt.

Ähnlich wie z. B. in den Höhlen des Fränk. Jura ist seit 80 Jahren auch in der Schwedentischgrotte von Liebhabern, Sammlern und Laien herumgewühlt worden. So ist nicht zu verwundern, wenn die neuerdings von kenntnisreichen Forschern durchgeführten Ausgrabungen an Funden nicht mehr viel erbrachten. Nach Klíma wurden, von dem reichlich angefallenen Knochenmaterial abgesehen, nur 193 Silex- und 3 Knochengeräte geborgen. Nach einer anderen Zusammenzählung gehören 33 Stücke zum Spätmoustérien, 8 zum Aurignacien und 112 zum Magdalénien. Die Tragödie einstiger Buddeleien ist es, daß, wie anderswo auch, wo früher Höhlen „ausgebeutet“ wurden, „keiner von den (von früheren Autoren) angeführten Funden erhalten blieb“. Man kann fast von einem Wunder reden, daß der schon 1905 gefundene, fossile menschliche Unterkiefer noch erfaßbar ist.

Durch genauen Vergleich der verschiedenen, in den wenigen, ungestört verbliebenen Folgen der Höhlensedimente gewonnenen Teilprofile gelang es, eine sichere Rekonstruktion des Gesamt-